



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

**Die Buchschriften des Mittelalters mit besonderer
Berücksichtigung der deutschen und zwar vom sechsten
Jahrhundert bis zur Erfindung der Buchdruckkunst**

Auer von Welsbach, Alois

Wien, 1852

Einleitung

[urn:nbn:de:hbz:466:1-73833](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-73833)

Sprache und Schrift gehören zu den Stammgütern des Menschengeschlechtes; ihr Wesen und Ursprung reicht bis in jene Zeiten zurück, wo historische Forschung der Fabel und dem Märchen, oder nur dunklen Andeutungen und Vermuthungen begegnen. Sprache ist kundgegebenes Erkennen und Denken, und setzt einen gewissen Inbegriff oder Zusammenhang von Bezeichnungsmitteln für Empfindungen, Vorstellungen und Begriffe voraus; Schrift hingegen — Bildzeichen oder Buchstabe — ist für das Auge festgehaltene Sprache.

Unstreitig ist die Mienen- und Geberdensprache das erste, noch unvollkommene dieser Bezeichnungsmittel gewesen, deren sich die Menschen in ihrer Kindheit bedienen, und noch jetzt findet man, daß ein Volk um so mehr die Geberdensprache gebraucht, je roher es selbst, und je ärmer seine Wortsprache ist. Ja man kann auch bei sonst gebildeten und gemüthsrühigen Menschen bemerken, daß, wenn sie sich einer ihnen nicht ganz geläufigen Sprache bedienen, sie schnell ihre Zuflucht zu verschiedenen Mienen und Geberden nehmen, um sich verständlich zu machen. Da jedes durch Worte ausgesprochene Gefühl schon mittelbar durch den Verstand wieder gegeben ist, so ist die Mienen- und Geberdensprache reine Sache des Gefühls; wenn das Gefühl vorherrscht, erstickt sie die Wortsprache. Die Geberdensprache ist zwar demnach die allgemein verständlichste, aber auch die ärmste. Ihr Ersatzmittel ist die Bilderschrift oder

Bildersprache — Hieroglyphik. Sie hatte mehre Bildungsstufen zu durchlaufen, bis sie als solche ausgebildet war.

Daß die Geberdensprache und die ihr entsprechende Bilderschrift bei gesteigertem Bildungszustande der Völker nicht ausreichen konnten, ist erklärlich; die Erstere mag schon in frühesten Zeiten von gewissen Tönen begleitet gewesen sein, die sich allmählig aneinander schlossen, gliederten, bestimmte Bezeichnungen für Raum und Zeit annahmen, und endlich die Wortsprache zu Stande brachten. Je fester sich die Menschen in engeren Kreisen an einander schlossen, und allmählig Völker und Nationen bildeten, desto mehr Bestimmtheit erhielten die für gewisse Begriffe gewählten Ausdrücke. Das Wort ward der nothwendige Träger und Verkündiger des Gedankens, es entstand die Wortsprache, die Sprache des Denkens, die Rede.

Dieser höhern Ausbildung des Geistes konnte das Bildzeichen oder die Hieroglyphe nicht mehr genügen, da selbe nur die Anschauung, aber nicht den vollständigen Begriff des Ausdruckes in Anspruch nimmt. Der hörbar gegebene Begriff mußte festgehalten, und ein sichtbares Zeichen dafür erfunden werden, welches eben so leicht und biegsam die nähern Bestimmungen und Bezeichnungen zuläßt, als die Sprache selbst. Dies ist die Buchstabenschrift, und wir begegnen den einzelnen Gliedern derselben — den Buchstaben — immer in demselben Verhältnisse, wie im entsprechenden Gegensatze wir immer dieselben Organe der Stimme zum Aussprechen der einzelnen Buchstaben und Worte benützen und benützen hören. Die Buchstabenschrift ist also Sache des Verstandes, und wirkt wie die Wortsprache durch den Verstand. Die Poesie nimmt hiezu die Phantasie zu Hilfe, muß jedoch manchmal die Kränkung erfahren, ihre schönen Worte loben zu hören, obgleich man

die Gedanken derselben nicht begriffen. Die Kunst bedient sich des Bildes, und auch sie wird — obwohl allgemeiner zugänglich — oft verkannt und nicht begriffen, weil es bei allen Darstellungen darauf ankommt, daß selbe dem Fassungsvermögen desjenigen, auf den sie wirken sollen, angemessen sind.

Die Wortsprache entstand also offenbar durch die Bildung von Völkern und Nationen, und wurde stets als ein geistiges Heiligthum derselben betrachtet. Als natürliche Folge davon entstand der Wunsch, die Denkmale der Sprache den spätern Geschlechtern aufzubewahren. Die Buchstaben-schrift, deren Ursprung in Fabel und Dichtung gehüllt ist, war hiezu das geeignetste Mittel, und Priester, „diese ersten und letzten Siegelbewahrer des geistigen Eigenthums der Menschheit“, wurden Pfleger und Hüter derselben.

Das Klima des Landes, wo eine Sprache gepflegt wurde, wie auch hauptsächlich Sitten, Gebräuche und Beschäftigung des Volkes, das sich derselben bediente, verliehen dem Ausdrucke einer jeden Sprache ein eigenthümliches Gepräge, gewisse Merkmale der betreffenden Nation. Die Schrift wurde den Anforderungen der Sprache unterworfen, mußte sich dem Baue derselben anschmiegen und entsprechende Zeichen für ihre eigenthümlichen Laute beischaffen. Bei den meisten europäischen Sprachen ist die Nothwendigkeit einer eigenthümlichen Schrift weniger augenfällig, und beschränkt sich auf die Bezeichnung einzelner Laute, wie auf die eigenthümliche Aussprache gewisser Buchstaben und Sylben. Doch hat selbst jede dieser Sprachen, von denen doch mehre von einer Mutter abstammen, mehr oder weniger Zeichen zur Bestimmung ihrer eigenthümlichen Laute nöthig. Auffallender tritt dies beim Griechischen, Hebräischen, Sanskrit, Persischen und Arabischen hervor, und obwohl in neuerer Zeit

Versuche gemacht wurden, die Laute mehrerer dieser Sprachen mit europäischen Lettern und mit Hilfe mehrerer Lese- und Tonzeichen wiederzugeben, so blieb dies eben nur ein Versuch ohne weitem Erfolg.

Wenn nun auch die deutsche Sprache nicht so beschaffen ist wie die obenerwähnten, daß sie nämlich durchaus eigenthümlicher, von den Lettern der romanischen Völker abweichender Schriftzeichen bedarf, obwohl das Deutsche von solchen Eigenthümlichkeiten nicht ganz frei ist, so kommt hier doch ein anderer gewichtiger Umstand zur Geltung, nämlich derjenige der historischen Entwicklung ihrer Schriftzüge zugleich mit der Cultivirung der Sprache selbst. Da die deutsche Sprache keine Tochter der römischen ist, sondern sich nur allenfalls die Cultur derselben zum Muster genommen hat, so ist auch kein stichhaltiger Grund vorhanden — wie schon einige Male beantragt wurde — die deutsche Schrift zu verwerfen und gegen die römische zu vertauschen.

Abgesehen von den Bestrebungen der Jetztzeit, die Nationalität zur Belebung des Volksgefühles und als Hebel so mancher Gelüste zu benützen, können wir doch annehmen, die Deutschen seien eine Nation, jedenfalls aber zugeben, daß sie eine Sprache — wenigstens in ihren mustergiltigen Werken — besitzen, und daß folglich auch die Deutschen berechtigt und verpflichtet seien, die mit und durch ihre Sprache entstandene Schrift fernerhin zu pflegen. Besonders der Umstand, daß die deutsche Schrift mit der allmäligen Vervollkommnung der Sprache fortwährend mehr oder minder bedeutende Veränderungen ihrer Form erleiden mußte, ist wieder eine Eigenthümlichkeit derselben, welche bei obangeführten fremden Schriften weit weniger oder gar nicht der Fall ist.

Wir wollen hier nicht unsere deutsche Schreibschrift, die durch Absonderlichkeiten, üble Gewohnheiten u. s. w. oft einen ganz sonderbaren Misch-Charakter bildet, in das Auge fassen, sondern einzig und allein unsere deutsche Druck- und Buchschrift in Betrachtung ziehen, müssen jedoch in dieser Beziehung gestehen, daß wir mit der Cultivirung derselben in neuester Zeit durchaus nicht zufrieden sein können.

Wir sind im Stande, aus den alten handschriftlichen Werken in Buchform (Codices) die stufenförmige Entwicklung unserer Buchschrift zu verfolgen, sehen sie allmählig von der lateinischen abweichen, sehen sie selbst in lateinischen Werken, die in Deutschland geschrieben wurden, einen eigenthümlichen Charakter annehmen, welcher sich späterhin, als auch deutsche Bücher geschrieben wurden, immer mehr ausbildete, im eilften und zwölften Jahrhundert — nebst den unzähligen Abkürzungen — zwar wieder verschlimmerte, im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte aber zu einer bewundernswerthen Gleichförmigkeit, Sicherheit und Charakterfestigkeit sich erhob. Damals kannte man in Deutschland nur eine Buchschrift, welche gleichermaßen für lateinische und deutsche Sprache angewendet wurde; sie wird jetzt mit dem Namen Altgothisch oder Mönchsschrift bezeichnet, und erreichte mit Erfindung der Buchdruckerkunst einen anerkennenswerthen Grad der Vollkommenheit.

Die Schönschreiber — die mühevollen Anfertiger solcher Codices — waren in jenen Zeiten nach den verschiedenen Ländern, Provinzen, ja selbst nach einzelnen Klöstern in Schulen, und nach den verschiedenen Städten in Zünfte getheilt. Die Schriftzüge derselben trugen gewöhnlich auffallende Merkmale ihrer Schule oder Zunft an sich. Diese Abschreiber gingen der Typographie unmittelbar voran, und

waren nach Erfindung derselben die ärgsten, wenn auch nicht unparteiischen Feinde derselben, während die Kanzellarii und Geheimschreiber nach wie vor ihr Ansehen behaupteten, und natürlich auch fortwährend zu vielen Geschäften in Anspruch genommen wurden.

Selbst nach Erfindung der Buchdruckerkunst übertrafen die Schönschreiber in manch prachtvoll geschriebenem und verziertem Codex die Typographie bei weitem, wie noch viele Codices des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts beweisen, und wir können nicht umhin, hier auch der Grabsteine zu erwähnen, die über das siebzehnte Jahrhundert hinausreichen, und wahrscheinlich von solchen Schreibern und ihren Nachfolgern mit theils hoch-, theils tiefgeächzten und gemeißelten Schriftzügen versehen wurden, welche insbesondere auch den echtdeutschen Schrift-Charakter beurfunden, wie ihn jetzt Wenige mit solcher Sicherheit und Geläufigkeit wiederzugeben im Stande sein dürften. Man beliebe nur dieserhalb die älteren deutschen Grabschriften auf den Friedhöfen Salzburgs, an der Stephans- und vielen andern alten Kirchen und Denkmalen Oesterreichs und Deutschlands überhaupt, namentlich in Nürnberg, zu betrachten.

Allmählig ward jedoch die Schönschreibekunst immer feltener, es erging ihr ungefähr wie den Kupferstechern kurz nach der Erfindung der Lithographie; sie ward ihrer Bildungsschule beraubt. Denn da sie weniger oder gar nichts abzuschreiben bekam, so hatten ihre Anhänger auch weniger Gelegenheit, sich jene außerordentliche Geläufigkeit und dadurch erreichte Gleichförmigkeit in Erzeugung von Buchschriften zu erwerben, durch welche sich ihre Vorgänger so sehr ausgezeichnet hatten. Die Kalligraphie ward immer mehr genöthigt, sich auf den Bedarf der Kanzelleien zu

beschränken, sich daher mehr auf die Pflege der Urkunden- und Schreibschriften zu verlegen.

Zu Maximilian's I. Zeiten, wo deutsche Kunst und Wissenschaften blüthen, wo Albrecht Dürer, Hans Schänfelein, Burgmayer u. A. der Buchdruckerpresse kräftig, aber geistvoll und lebendig gezeichnete Holzschnitte lieferten, war die Typographie beflissen, auch auf dem Felde schön und kunstvoll ausgestatteter Bücher Tüchtiges zu Tage zu fördern. Doch die darauf eintretende Reformation nahm ihre Kräfte zur Herstellung von Streitschriften in Anspruch, die eben — wahrscheinlich aus Mangel an Zeit — nichts weniger als typographischen Geschmack beurkundeten. Der dreißigjährige Krieg, welcher Deutschland in seinen Grundfesten zerrüttete und die neuerdings so oft beregte Zersplitterung begründete, brachte auch nebst dem gänzlichen Verfall der Holzschneidekunst jenen der Typographie zu Stande. Die darauf folgende Erschöpfung und die übrigen mannigfachen Streitigkeiten und Kämpfe der Deutschen unter einander verminderten immer mehr die Pflege der Kunst.

Vergebens sehen wir uns in den letzten zwei Jahrhunderten nach einer bedeutenden Vorarbeit in dem Sache deutscher Schriftvervollkommnung um, und es scheint, daß durch die allmälige Einführung einer Masse von fremden Ausdrücken in die deutsche Sprache auch die Entwicklung und Vervollkommnung ihrer Schrift vernachlässigt wurde. Die Einführung des römischen Rechts und des schriftlichen Gerichtsverfahrens hatte schon viele Bezeichnungen aus den alten Sprachen in das Deutsche übertragen, hiezu kamen noch die Ausdrücke des neuern Heerwesens und endlich mit der Einführung der französischen Moden die Sprache der Galanterie dieses Landes. Der vermehrte Gebrauch der französischen Moden veranlaßte die Deutschen, sich immer

mehr ihrer Sprache und Schrift zu schämen. Die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts liefert hiefür nur zu viele Beispiele, in welche einzugehen hier wohl nicht der Platz sein mag. Genug, man wollte entweder galant oder gelehrt sein. Die Schönschreiber, nunmehr Kalligraphen genannt, verlegten sich fast ausschließlich auf die Cultivirung der lateinischen Schriften, die eine so große Abwechslung ihrer Formen, eine so mannigfache Anwendung von Verzierungen gestatteten. Die deutschen Grab- und Inschriften wurden durch lateinische ersetzt, Diplome, Urkunden und gelehrte Abhandlungen in lateinischer Sprache verfaßt, Hoffeste, Lustbarkeiten wie auch natürlich der diplomatische Verkehr in französischer Sprache gepflogen, ja die damals gedruckten Bücher wurden mit einer Menge von fremden Ausdrücken — mit lateinischen Lettern aber mit deutschen Endsyllben gesetzt — verunstaltet.

Wenn die deutsche Schreibschrift nicht schon so sehr verbreitet gewesen und zur Gewohnheit geworden, so wäre sie sicher ganz unterdrückt worden. Die letzten Versuche zur Cultivirung der deutschen Buchschrift erblickt man in einigen Nürnberger Vorschriftenbüchern, deren oft zierliche Zeichnungen von Fracturschriften und verzierten Anfangsbuchstaben wahrscheinlich von Zeichnern herrühren, die ihre Fertigkeit in verschlungenen Verzierungen noch an den Eifelerungen der mit Ornamenten versehenen Künstungen studirt hatten.

Das Aufblühen der goldenen Zeit deutscher Literatur gab später den Anstoß auch in der Ausstattung von schön- wie strengwissenschaftlichen Werken Anerkennenswerthes zu leisten, wozu die Kupferstecherkunst als Gefährtin der Typographie in Anspruch genommen ward, und sehr oft das Interesse von Kunstfreunden überwiegend anregte.

In neuester Zeit jedoch — durch die Verbesserung alter und die Erfindung neuer graphischer Künste — sind dem, Kunst und Wissenschaft liebenden Publicum Prachtwerke zu Theil geworden, welche jene seltenen und kostbaren Unica der frühern Jahrhunderte ersetzen und in mancher Beziehung übertreffen. Hierzu hat hauptsächlich die Wiederbelebung der beinahe vergessenen Holzschneidekunst, die Anwendung und Vervollkommnung des typo- und lithographischen Farbendruckes, die Erfindung des Stahlstiches, die Veredlung der Buchdruckerkunst in der Kleinheit des Schnittes und Druckes der Lettern sowohl, wie in Gleichmäßigkeit, geschmackvoller Eintheilung und Correctheit des Satzes beigetragen.

Mit Erfindung der Buchdruckerkunst ging die Pflege der Buchschrift in die Hände der Buchdrucker und Schriftgießer, insbesondere jedoch in diejenigen der Schriftschneider über. Abgesehen von den Verdiensten, die bei der Cultivirung anderer Schrift-Charaktere erworben wurden, — wie z. B. die zwei Deutschen Arnold Pannarz und Konrad Sweinheim 1467 zu Rom die erste Antiquaschrift zu Stande gebracht, der Italiener Aldus Manutius, gestorben 1515, die Cursivschrift erfunden, — abgesehen von den berühmten Namen Elzevir und Stephanus, Didot und Bodoni, Baskerville, Thorowgood, Figgins u. s. w., — abgesehen von den Leistungen in fremden Schrift-Charakteren, z. B. der ehemaligen königlichen, nunmehr National-Buchdruckerei zu Paris, die in neuester Zeit durch den dreifachen Reichthum der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien überflügelt wurde, — also speciell auf die deutsche Buchschrift übergehend, müssen wir hier nach dem ersten deutschen

Schriftgießer Schöpfer, der die so ausgezeichnet schöne Bibelschrift zu Stande gebracht, des Johann Neudorfer 1538 zu Nürnberg erwähnen, der die erste zierlichere deutsche Buchschrift in's Leben gerufen, wie sich überhaupt die Nürnberger damals auch in dieser Sache auszeichneten. Die Stämpeln des verdienstvollen Schriftschneiders Müller gelangten später an Breittopf in Leipzig, wie auch Zink und Schmidt in Deutschland, Haas in Basel, und in neuerer Zeit Wahlbaum in Weimar, Schade in Wien, Dresler in Frankfurt, Nies in Leipzig, Hänel, Lehmann und Moor in Berlin u. s. w. sehr Anerkennenswerthes geleistet haben. Jedenfalls können wir uns in Hinsicht der Schärfe und Gleichförmigkeit des Schnittes und Gusses vollkommen zufrieden gestellt finden, nicht ganz aber in Anbetracht der Gestalt und Zeichnung. Hier haben uns die Franzosen und Engländer in Cultivirung ihrer Schriften weit übertroffen, was wohl abermals in der so gepriesenen, zuweilen lobenswerthen, oft aber zersplitternden Vielseitigkeit der Deutschen seinen Grund haben mag. Es wäre daher zwar eine schwierige, aber dankbare Aufgabe, durch Vergleichung und Studium der alten Codices = Schriften und der neueren Fraktur = Druckschriften die Zeichnung einer neuen deutschen Buchschrift im edlen Style zu Stande zu bringen.

Der erste Anstoß, daß aus unserem deutschen Schrift-Charakter doch noch etwas zu machen sei, kam leider vom Auslande her, die Engländer, als ein den Deutschen verwandtes Volk, führten zuerst ihre Black — eine kräftige, gothische Schrift — in die Typographie ein. Eine höchst bewundernswerthe Vollkommenheit im Schriftschneiden lieferte ferner Didot in Paris durch seine verzierte englische Fraktur. Unzählige Nachahmungen beider Schriften erschienen

hierauf in Deutschland, während dem die Franzosen die schlankte, angenehme Allemande herausgaben, die abermals von den Deutschen nachgeahmt, ausgebeutet und mit angehängten Schnörkeln versehen wurde. Die neuesten mehrfältigen und mehrseitigen Preisausschreibungen und Bewerbungen, um eine neue schöne Fractur zu Tage zu fördern, lieferten — wie schon erwähnt — scharf, rein und gleichförmig geschnittene Schriften, doch blieb die Zeichnung selbst mit wenigen Ausnahmen unverändert, geschmacklos, höchstens mit einigen Abweichungen in den Federansetzen und Ausläufen.

Zur Genugthuung der deutschen Künstler dieses Saches sei es jedoch hier gesagt, daß die Ausführung einer solchen Schrift die erheblichsten Schwierigkeiten bietet, und daß selbst unsere, sonst so ausgezeichneten, hier mehrfach erwähnten, ausländischen Nachbarn in der Ueberwindung derselben noch unglücklicher waren, als wir. Doch fällt ihnen dies nicht zur Last, da es eine Ehrensache der Deutschen sein soll, dem abzuhelpfen.

Wie bei so vielen andern Geschäften der Industrie, welche eigene Zeichner und Inventeurs in ihrem Sache entbehren, wird dieser Uebelstand auch hier lebhaft gefühlt. Es ist so selten, daß ein tüchtiger Schriftschneider die nöthige Fähigkeit, Fertigkeit und den ausdauernden Willen besitzt, sich den Charakter einer Schrift nach seiner historischen Entwicklung so eigen zu machen, daß er selben veredelt und fortgebildet wiederzugeben im Stande wäre. Und doch wäre dies bei dem Vorwurfe, den wir hier erörtert, unumgänglich nothwendig.

Die Kalligraphen, die eine solche Vorlage zu liefern am ehesten sich berufen fühlen sollten, sind zu weit entfernt, die Bedürfnisse der Typographie kennen lernen zu wollen,

oder haben es bisher wegen Mangel an Anregung unterlassen. Die neuern Künstler dieses Faches bringen in ihren Arbeiten gewöhnlich nur Schreibschriften und — wenn ich mich so ausdrücken darf — gezeichnete Schriftzüge und verzierte Buchstaben. Die Erstern haben vorzüglich durch englische Kalligraphen und Schriftstecher an Einfachheit, Adel und Freiheit der Buchstaben, wie durch folgerichtige und geschmackvolle Entwicklung der Verzüge ihre Kunsthöhe erreicht; die Letzteren hingegen bieten der Erfindungsgabe und Phantasie, wie auch dem Geschmacke des Künstlers freien Spielraum, welcher von Vielen mit Geschick und Erfolg benützt wurde, einige Wenige (z. B. Warsow in Wien) haben diese Freiheit zur Verbindung der Symbolographie mit der Schönschreibekunst verwendet, indem sie die Buchstaben und Umgebungen derselben aus sinnbildlichen Darstellungen der Wortdeutung bildeten. Phantasie und Geschmack sollen jedoch den charakteristisch gegebenen Buchstaben nur verzieren, — auf diese Weise wurde wohl ein sinnreich gearbeitetes Bild gewonnen, welches oft umsichtige und tiefgedachte Anordnung und außerordentlich kunstfertige Ausführung beurfundete, der Charakter der Schrift ging jedoch größtentheils verloren, und der deutsche Schrift-Charakter wurde gar nicht beachtet.

Das sehr schätzbare Werk Silvestre's bringt leider nur einige Proben oder Blätter von Handschriften verschiedener Völker und Zeiten; diese einzelnen, schön und getreu ausgeführten Facsimile gewähren wohl einen allgemeinen Ueberblick der verschiedenen Arten und Weisen zu schreiben, erlauben aber keine weitern Forschungen, da eben einzelne Blätter nur einzelne Schriftzüge und Buchstaben, aber nicht die Entwicklung einer ganzen Schrift bringen können. Die einigen Werken über Diplomatie beigegebenen Abbildungen

stellen mehr die Schriften der Urkunden, und weniger diejenigen der Codices dar, und wenn das Letztere der Fall ist, so sind selbe entweder nicht genau und verlässlich, oder nicht vollständig genug, d. h. nicht in einer Reihe nach Zeit und Vaterland zusammengestellt.

Die sogenannten Sahlbücher der Klöster endlich, in welche die verschiedenen Kauf- und Tauschverträge, Schenkungen u. s. w. eingetragen wurden, gewähren wohl einen Ueberblick der Schriftweise einiger Jahrhunderte, doch konnten selbe zu dem beabsichtigten Unternehmen darum nicht genügen, weil sie — abgesehen von dem, nur auf wenige Jahrhunderte beschränkten Gebrauch derselben — theils nur als Concepte und nicht als mustergiltige Handschriften, theils aber nur als der Ausdruck der betreffenden einzelnen Klosterschreibschule betrachtet werden konnten.

Aus diesen historischen und technischen Uebersichts-Betrachtungen geht wohl die Absicht dieses Unternehmens hervor, welches auf Veranlassung, durch die Mittel und die Unterstützung des Directors der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien, Herrn Regierungsrathes Alois Auer, in's Leben gerufen wurde, nämlich diejenige:

1. Die geschichtliche Entwicklung und Begründung unserer deutschen Buchschrift zu beurkunden,
2. für jeden Zeitabschnitt, in welchem die deutsche Buchschrift einen gewissen Charakter behauptete, einen wo möglich mustergiltigen Typus herauszufinden und festzustellen, um
3. gewisse Schriften und Werke im Geiste einer gegebenen Zeit typographisch ausstatten zu können, und endlich

4. einen sicheren Grund zu gewinnen, eine neue deutsche veredelte Druckschrift daraus abzuleiten, entwerfen, schneiden und überhaupt zu Tage fördern zu können.

Der erste, zweite und vierte Punct scheint durchaus keiner nähern Erörterung mehr zu bedürfen, nur der dritte Punct hat verschiedenartige Meinungen hervorgerufen, deren Widerlegung und Richtigstellung ein tieferes Eingehen auf das hier Berührte erheischt, ehe wir zur wirklichen Darlegung des Ausgearbeiteten übergehen.

Die Wiener Staatsdruckerei hat zuerst bei Gelegenheit der Herausgabe von orientalischen Werken (hebräisch, türkisch, japanisch, persisch u. s. w.) einsehen müssen, daß es nicht genug sei, die Ausstattung solcher Werke dem europäischen Geschmacke gemäß auszuführen, sondern derlei Ausgaben sollen gekleidet sein in dem Geiste und nach dem Schönheitsfinne jenes Volkes, das sie vertreten. Aehnliches gilt auch von der Zeit, welcher ein historisch oder religiös wichtiger Text angehört, an den sich noch gewisse Sympathien knüpfen oder durch den überhaupt Erinnerungen erweckt und Eindrücke hervorgebracht werden sollen.

Dasselbe hat man auch schon in andern Zeiten und Ländern gefühlt, und namentlich bei alten Urtexten, die vollkommen genau wieder abgedruckt werden sollten, dieses äußere Kleid — ohne gerade ein Facsimile bieten zu wollen — jener Ansicht gemäß zu gestalten versucht. In vielen Fällen ist man gar nicht im Stande, ein Facsimile wiederzugeben, wenn z. B. der Urtext nicht mehr in seiner Urschrift vorhanden, oder wenn derselbe in einem andern Formate, aber doch in dem Geiste und Gewande seiner Zeit reproducirt werden soll. Ueberdies soll auch der Umstand berücksichtigt werden, daß gewisse Zusammenziehungen, Abkürzungen, Lese- und Unterscheidungszeichen der früheren Jahrhunderte in

späterer Zeit nicht mehr üblich oder gar nicht mehr bekannt waren, und umgekehrt wieder in späterer Zeit manche Buchstaben und Zeichen erst erfunden und eingeführt wurden, die man früher nicht kannte. Ich erlaube mir in dieser Beziehung auf dasjenige zu verweisen, was späterhin bei den betreffenden Schriften über die Entstehung des sogenannten runden s, des j, über den Gebrauch des u und v und über einige Interpunctionen erwähnt ist.

Beispiele für den Gebrauch alter Schrift-Charaktere findet man in den Kirchenschriften vieler slavischen Völker — der Czechen, Ruthenen, Serben u. s. w. In neuerer Zeit haben Barth in Breslau, mehr jedoch Carbe in Paris in diesem Sache Anerkennenswerthes geleistet, wie überhaupt die Franzosen stets feinen, wenn auch nicht immer gewissenhaften Geschmack beurkundet haben. Ferner haben vor wenigen Jahren Longman, Brown, Green und Longmans in London einige Gebetbücher und Chroniken im Geschmacke des Mittelalters ausgestattet, die sich hauptsächlich durch den Reichthum und die gute Ausführung der betreffenden Ornamente, Miniaturen und des mit gleichartigen Hautreliefs versehenen Einbandes auszeichnen.

Nachdem wir also mehre Autoritäten angeführt, die man weniger zu widerlegen geneigt sein dürfte, so erlauben wir uns noch Einiges zu erwähnen, das aus der Vergleichung der Typographie als industrielle Kunst mit einigen andern, wenn auch vielleicht höher gestellten Künsten entspringt. Von der Architektur und der dahin einschlägigen Ornamentik verlangt man mit vollem Rechte, daß sie in dem Style ihrer Schöpfungen irgend eine Zeit oder Land, oder beides zusammen als Musterbild, als Merkmal erkennen lasse und jede unpassende Zusammenstellung als störend vermeide. Dasselbe gilt noch strenger vom schöpferischen Zeichner oder

Maler, — die Künstler der alten Niederländer und deutschen Schule haben zwar oft und auffallend gegen die Nichtigkeit in Kleidung, Waffen und Geräthschaften ihrer Helden verstoßen, und wenn man denselben auch gegenwärtig diese Fehler, geföhnt durch viel Edles und Bewundernswerthes in der Auffassung der Hauptsache, der Menschen nämlich, nachzusehen und zu entschuldigen geneigt ist, so würde man diese Nachsicht unsern jetzigen Historienmalern weit weniger zu Theil werden lassen, obwohl es leider noch zuweilen vorkommt, daß auf einem und demselben Bilde, oft an einer und derselben Figur Theile von Waffen, Rüstungen u. dgl. vorkommen, deren Form verschiedenen Zeiten, oft verschiedenen Jahrhunderten angehört.

Es ist noch kein Jahrhundert vorübergegangen, seit die Bühnen Europas sich einer gewissen Uebereinstimmung der äußern Ausstattung ihrer Stücke mit Zeit und Ort der Handlung zu beobachten sich bemühen, und der Beginn dieser damals neuen Sitte hat in Frankreich einen heftigen Federkrieg der Gelehrten über diesen Gegenstand veranlaßt.

Der Typograph, welcher sich zwar nicht mit dem Maler und Bildhauer, wohl aber mit dem ausführenden Baukünstler vergleichen zu können vermeint, und welcher von dem Gelehrten und Schriftsteller zwar die Hauptsache, das geistige Werk derselben zur Dervielfältigung überkommt, darf, besonders wenn derselbe etwa, was zwar hier nicht der Fall ist, noch als Verleger und Herausgeber auftritt, gerechten und vollgiltigen Anspruch darauf machen, bei Ausstattung eines Werkes seine Stimme, Meinung, Erfahrung und Ansicht geltend zu machen.

Da nun die Uebereinstimmung der Aeußerlichkeiten irgend eines reproducirten Kunstgegenstandes mit Zeit und Ort, dem derselbe entnommen oder den er vertreten soll, bei

allen andern Künsten gefordert wird, da man diese Uebereinstimmung bei den Schöpfungen der Maler, Bildhauer, Architekten, bei den Darstellungen auf der Bühne u. s. w. verlangt und anzutreffen gewohnt ist, da durch ein Kunstwerk gewisse Erinnerungen geweckt, gewisse Eindrücke hervorgebracht werden sollen, da endlich selbst die Mode und der Geschmack auf publicistische Erscheinungen ihren Einfluß ausüben, so wird auch dieses Unternehmen der Typographie, abgesehen von den früher aufgezählten, noch gewichtigeren Gründen, hiedurch seine Begründung und Rechtfertigung in Anspruch nehmen dürfen, um so mehr als der wichtige Wunsch vorwiegt, daß diejenigen, die in keinem Archive arbeiten können, und denen das Lesen von Handschriften erschwert erscheint, ein Handbuch erhalten, das ihnen die Uebergangsbrücke zum handschriftlichen Studium bildet, was bei dem hellsehenden Blicke des Stiftsvorstandes und Herausgebers richtig erfaßt und bei gleicher Anschauung so lebhaften Antheil fand.

In besonderer Beziehung auf den Text des vorstehenden Diplomatars von Kremsmünster erlaubt man sich zu bemerken, daß dieser Text kein Facsimile der Urkunden, welche nur von 777 bis 1400 reichen, darstellen soll, — es war die Aufgabe, denselben im Geiste und Charakter der Zeit so auszustatten, als wenn sie gleichsam von Schreibern jener Jahrhunderte in ein Buch eingetragen, oder dieselben zur Zeit Gutenberg's gedruckt worden wären, in welcher man die später entstandenen Schriftzüge noch nicht gekannt. Dieser Gedanke findet schon in dem Umstande seine kräftige Begründung, daß Gutenberg nicht ein neues Alphabet geschnitten, sondern einen Codex damaliger Zeit mit aller Genauigkeit nachgebildet hat, die so weit ging, daß er mehre Variationen von i, l, n, r, u &c. anfertigte, um den Eindruck der Freiheit

der Handschrift möglichst wenig zu schwächen, und man dürfte glauben, daß, wenn Gutenberg ein Diplomatar zu drucken in den Fall gekommen wäre, und die materiellen Mittel, die Typen der verschiedenen Jahrhunderte besessen hätte, er diese Urkunden nach ihrem verschiedenen Charakter der Jahrhunderte gedruckt haben würde.

Zu den Ueberschriften und Anmerkungen wurde der äußerlich passende Charakter der Schwabacher gewählt, sie sollen gleichsam die Stimme des Vorredners und Erklärers darstellen. Dasselbe gilt von den Berufungszahlen der Anmerkungen, welche in moderner, aber bescheidener Gestalt gehalten sind.

Die Ausführung dieser Schriften ist dem Originale vollkommen getreu, die Gestalt derselben erscheint nur durch die Gleichförmigkeit der Typographie gleichsam veredelt. Die im Manuscripte unterstrichenen Stellen sind durch sogenannte Capitälchen herausgehoben worden, sie sind denselben Originalen entnommen, wie die Schrift selbst.

Als sich die Schrift jedoch mehr dem deutschen Charakter näherte, nämlich zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts, kam die Anwendung der Capitälchen außer Gebrauch, was auch durch die Gestalt der Schrift bedingt wurde. — Die Initialen sind nach denselben Quellen facsimilirt.

Einschließungs- und Abtheilungs-Zeichen kommen in der Muster-Urschrift nicht vor, sie sind daher nur aus typographischen Rücksichten und der Deutlichkeit wegen hinzugefügt worden. Dasselbe ist der Fall mit dem K und W in Handschriften der früheren Jahrhunderte.

Die Chrismon-Zeichen sind so viel möglich gleichzeitigen Urkunden nachgebildet, die Angabe derselben folgt mit der Erklärung der Abbildung.

Die erste Buchschrift, welche ausgeführt werden konnte, stammt aus dem sechsten und siebenten Jahrhundert, und es ist sehr wahrscheinlich, daß vor dieser Zeit gar keine Bücher vorhanden waren; — diese Schrift konnte jedoch in diesem Codex nicht zur Anwendung kommen, weil die ersten Urkunden desselben mit dem Jahre 777 beginnen. Es konnte nicht die Absicht sein, für jedes Jahrhundert eine eigene Schrift festzustellen, eben so wenig konnte für irgend einen bestimmten Zeitraum ein eigener Charakter festgestellt werden, da die Uebergänge allmählig und in mehr oder minder langen Zeitperioden Statt gefunden haben. Hier folgt nun die Eintheilung, wie man die gefundenen Schrift-Charaktere in dem gegebenen Falle verwendet hat.

Die zweite Schrift (Carolinger, weil aus der Zeit Carl des Großen), achtes und neuntes Jahrhundert, wurde verwendet zu den Urkunden Nr. 1 bis 7, vom Jahre 777 bis 879.

Die dritte, neuntes und zehntes Jahrhundert, zu Nr. 8 bis 14, vom Jahre 888 bis 893.

Die vierte, zehntes Jahrhundert, zu Nr. 15 bis 19, vom Jahre 975 bis 993.

Die fünfte, eilftes Jahrhundert, zu Nr. 20 bis 27, vom Jahre 1052 bis 1100.

Die sechste, zwölftes Jahrhundert, zu Nr. 28 bis 45, vom Jahre 1135 bis 1186.

Die siebente, zwölftes und dreizehntes Jahrhundert, zu Nr. 46 bis 113, vom Jahre 1189 bis 1270.

Davon ist die Urkunde Nr. 56, als eine aus dem 14. Jahrhunderte stammende deutsche Uebersetzung von Nr. 55 mit dem betreffenden Charakter der neunten Schrift abgedruckt.

Die achte, dreizehntes und vierzehntes Jahrhundert, zu Nr. 114 bis 172, vom Jahre 1274 bis 1313.

Die neunte, vierzehntes Jahrhundert, zu Nr. 173 bis 338, vom Jahre 1316 bis 1399.

Der Anhang „de censu ecclesiarum“ ist gedruckt mit Lettern, welche der mit Recht so hoch geschätzten Gutenberg-Bibel vom Jahre 1452 bis 1455 nachgebildet sind. — Die verschiedenen Register, so wie die Vorrede selbst sind gleich den Ueberschriften der Urkunden in sogenannter Schwabacher Schrift gegeben, ein Charakter, welcher durch seine Form nicht stört, und doch — aus einer modernen Zeit stammend — die ergänzende Hand des Herausgebers vertritt. Aus dem gleichen Grunde wählte man dieselbe Schriftgattung für vorliegende Abhandlung.

Der Titel ist nach einem ausgezeichneten Codex des sechzehnten Jahrhunderts entworfen, und in Farben ausgeführt, — auf demselben befindet sich zwischen Ornamenten jener Zeit eine Abbildung des Conventsiegels, verfertigt um das Jahr 1280. — Der Abdruck dieses Titels befindet sich jedoch nicht wie gewöhnlich bei den modernen Werken auf der ersten Seite des Werkes, sondern auf der zweiten Seite, gleich den Miniaturen kostbarer Codices, gegenüber der Vorrede des Herausgebers.